

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

17) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Reustädter.

Hanna blickte ihm scharf in die Augen, und er trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Sie lächelte höhnisch. „Sie wollen mit den Massen operieren, Sie, der Sie doch schlechter Soldat sind.“

Sie drehte ihm den Rücken und schritt langsam der Thür zu. Da sagte er, und versuchte Härlichkeit in die Stimme zu legen:

„Haben Sie mir nichts zu sagen, nichts anderes als dies?“

Sie wurde rasend. Sein Versuch war so flach, so banal, das Ganze schien ihr wie Hohn zu klingen. Glaubte er, daß sie so naiv sei! Sie ging hinaus, lehnte sich nicht um, sagte nichts. Er folgte und murmelte undeutlich über bellagenswertes Mißverständnis, falsche Auffassung. Sie gab sich den Anschein, nichts zu hören.

Als sie ins Wohnzimmer kamen, traten Goltze und Frau Hjelm durchs Entree herein. Sie hatte gerade geöffnet.

Hanna ging gerade auf ihren Mann zu.

„Nun, wie geht es Dir? Du siehst so bleich aus.“

Sie hielt ihn am Aufschlage seines Ueberrockes fest.

„Ich fühle mich auch nicht wohl . . . , etwas Kopfschmerz . . .“

„Liebling, Du, der nie Kopfschmerzen hat!“

Er sah unsicher an ihr vorbei.

„Hast Du Tisch bekommen?“

„Tisch? . . . O ja . . . , nein, es gab keinen . . . ich hatte nichts.“

„Ich glaube, Dir ist wirklich nicht wohl.“

Sie legte die Hand auf seine Stirn.

„Du bist warm, sehr warm!“

Es wurde still und drückend. Goltze erhielt ein Glas Wein, das er schnell anstrank. Hjelm verordnete ihm gegen Kopfschmerz lange Spaziergänge.

Dann mußten Goltzes fortgehen. Frau Hjelm kleidete Erik an, trug ihn die Treppe hinab in den Wagen. Hjelm winkte ihnen mit dem Taschentuch nach, als sie forsfuhren und rief:

„Adieu, Erik! Adieu, Erik!“

Der Knabe nierte unablässig, solange gewinkt wurde. Goltze schwieg. Nach einer Weile begann seine Frau zu sprechen, und es störte ihn, daß sie so fremdlich, so teilnehmend war. Er wurde von Gewissensbissen gequält und dennoch wollte sich ein Trost hervordrängen, der sagte, daß er sich nichts vorzuwerfen habe. Er arbeitete ja gegen das Uebel, aber er war nicht Herr darüber.

Er schlug den Falben, daß er mit einem kleinen Knut ausgriff und den Stopf warf.

„Seh' einer an! . . . Hopp!“

Das Pferd erhielt einen neuen Hieb. Als er unter den Hügel kam, flog Goltze nicht wie gewohnt aus, sondern blieb sitzen.

„Laß uns etwas schneller nach Hause kommen.“

Noch ein Hieb und das Pferd sprang den Hügel hinan, schraubte und bäumte sich. Bald fiel es ab und ging Schritt. Goltze sprang aus dem Wagen und trieb das Pferd mit Zuruf und Peitschenknallen vorwärts.

„Armer Falbe“, sagte Hanna.

„O, das schadet ihm nichts. Er steht den ganzen Tag und frißt, ohne gebraucht zu werden.“

Hanna schwieg. So hatte sie ihn nie gesehen.

Er aß wenig zu Mittag. Er saß über den Tisch gebeugt und sah auf den Keller, wollte nicht sehen und fühlen, daß Hanna teilnehmend war. Es quälte ihn, was sie ihm Gutes sagen und erweisen wollte. Eigentlich wollte er sich in Thränen baden. Und bald darauf war er darüber erbittert, daß sie die Schuld trage, daß er so schrecklich leide. Dann war es ihm eine schmerzliche Befriedigung, daß sie bekümmert war.

„Vielleicht wird Dir besser, wenn Du nach dem Mittagessen schlafen kannst.“

Goltze antwortete nicht. Sie schien etwas beleidigt. So war er früher nie gewesen, wenn er krank war!

Er stand vom Tisch auf. Sie war noch nicht fertig.

„Kann ich Dir mit etwas helfen?“

„Nein, danke!“

„Falls Dir nicht besser wird, lassen wir vielleicht den Arzt holen.“

Er ging nach dem Arbeitszimmer, wo er sein Mittagsschlafchen zu halten pflegte.

„Ich will keinen Arzt haben.“

Und er schloß die Thüre hinter sich. Er legte sich auf die Chaiselongue, die hinten im Zimmer an der Wand stand. Schlafen konnte er wohl doch nicht. Wenn er nur allein wäre! Sie quälte ihn nur mit ihrer Fürsorge und Besorgnis. Sie konnte ihm nicht mehr helfen. . . . Aber heute morgen hatte sie es doch gethan. . . . Warum konnte sie es jetzt nicht mehr?

Er blickte stumpf durchs Fenster. Draußen war es grau geworden. Der Regen fiel schräg herab, das Wasser floß in großen Tropfen über die Scheiben. Weit draußen trieb der Fjord sich dunkelgrün mit weißen Wellen.

Wer schlafen könnte! Es knisterte und krachte im Ofen. Noch wars kalt im Zimmer. Martha hatte, kurz ehe er herein kam, angezündet. Er drehte sich zur Wand hin und schloß die Augen. Kurze Zeit lag er so, bis er schnell aufsprang, sich blickte, die Beine auf den Fußboden gestemmt.

Weshalb gehst Du nicht zu ihr und sprichst ruhig und offen zu ihr? Warum thust Du es nicht? Espionage? Gemeinheit? Nein. Aber es ist gemein, so herum zu gehen und Kopfschmerz zu heucheln! . . .

Es brach in ihm los:

Nein, Du fürchtest Dich, sie bleich und zitternd zu sehen, fürchtest Dich, sie in Ohnmacht fallen, sie jammern zu hören, daß sie ihr eigenes Kind gemordet hat, und Du wagst es nicht . . .

Er rang die Hände und stöhnte, als sei er selbst der Verbrecher, der gestehen sollte. Er bückte sich tief über und drückte die Finger ins Gesicht.

Du wagst es nicht . . . Du fürchtest Dich, daß sie gestehen wird. Er sah sie bleich und erschreckt. Und einen Augenblick darauf stand sie vor ihm, wie gestern abend, als sie ihm den ängstlichen Blick nachgeworfen. Fast gleichzeitig erinnerte er sich des Austrittes an ihrem Krankenbette, den er im Nebenzimmer beobachtet hatte. Die Frau fragte, ob ihr erstes Kind gestorben sei. „Ja“ erklang es leise und vorsichtig. Und dann sagte sie nervös und ängstlich: „Sprechen Sie nicht darüber! Ich ertrage es nicht. Mein Mann auch nicht!“ Ja, sie hatte Grund, ängstlich zu sein, dachte er mit einem besonderen Grannen; denn er fühlte, daß er wieder einen der vielen kleinen Beweise herausgefunden hatte, die seit dem Vormittag vor ihm aufstauten, ohne daß er sie fassen, festhalten, von einander scheiden konnte. Er mußte nur, daß sie da waren, fühlte sie in einer großen verwirrenden Angst.

Er preßte die Hände an den Kopf. . . . Wo wären alle diese kleinen Beweise jetzt hin? Er mußte, würde sie finden. Er wollte hin und her über seine Ehe nachdenken, forschen. Hatte sie sich nicht öfters verraten? . . .

Er erinnerte sich klar — es wurde ihm so schrecklich klar — daß der Knabe einmal krank darniederlag. Sie hatten beide gewacht, beim Wachen abgewechselt. Er mußte bewundern, wie ruhig sie war. Er war die ganze Zeit aus Angst selbst nervös geworden. Sein einziger Trost war, daß sie die Sorge mit so viel Kraft trug. Aber einen Augenblick wurde sie von ihr verlassen. Es war während der Krisis. Der Zunge hatte Krämpfe. Sie warf sich über das Kind und jchrte:

„Er stirbt. Ich fühle es, ich behalte ihn nicht. Er wird sterben. Ich bin überzeugt, er wird sterben!“

In dem Augenblick, da er sich in Krämpfen wand und seine Augen sie groß und ängstlich aus dem blauen, verzogenen Gesicht anblickten, da erinnerte sie sich ihres ersten Kindes. Eriks Tod mußte vor ihr wie eine Vergeltung, wie eine Nemesis stehen.

„Ich bin überzeugt, er wird sterben!“

Wie schrecklich es für sie gewesen war! Hanna, Hanna . . . Er sah den Austritt . . .

Er meinte wie ein kleines Kind.

„Hanna, Hanna!“

Er erhob sich und ging auf und ab. Das mußte ein Ende nehmen. So konnte er nicht länger herumgehen. War er denn toll oder nahe daran, es zu werden? Ein solches Gebahren war unnatürlich, Ausschweifungen einer kranken Phantasie.

Er hörte Schritte im Nebenzimmer, und es durchzuckte ihn. Wenn Hanna jetzt hereinkäme — und er, der sicher so verteuert aussah! . . .

Er ging an den Waschtisch und goß kaltes Wasser über sein Gesicht.

So stark, so mutig sie auch war, das Kind mußte sie ja zur Verzweiflung bringen, als es am Sterben lag. Ruhig sein, ihre Gefühle zurückhalten, so daß sie in starken Ausbrüchen hervordrang, war ja für sie charakteristisch. So war sie eben. Daß er so grausam sein konnte, ihre Sorge um Erik zu einem Beweis eines Verbrechens zu stempeln! Aber das kam davon, daß er sich so stark erregte und nicht mehr vernünftig denken konnte.

Seine Gedanken schienen ihm seit gestern Abend immer befudelter und gemeiner zu werden. Die Erbitterung gegen seine eigene Person stieg in ihm auf. Aber gleichzeitig fühlte er, wie vergeblich, wie bedeutungslos die Verbitterung war. Sie würde ihm nicht helfen. Er würde sie ferner anklagen und ferner gegen sich rasen, weil er es that.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gioconda.

(Gabriele d'Annunzio.)

Es ist viel stille Einsalt in dem Stück. Die Menschen scheinen in einer Zeit zu leben, die weit hinter uns liegt, wie der Garten Eden. Der rasselnde Lärm des Maschinenzitalters stört den Frieden nicht. Rauch und Riß der Industrie sind unbekante Dinge. In heller Sonne dehnt sich die reiche Landschaft. Stolze Paläste und bescheidene Landhäuser träumen in schweigendem Frieden. In schattigen Gärten lugen weiße Statuen aus dem dunkelgrünen Laub. Springbrunnen plätschern in verwitterten steinernen Becken, und glückliche Paare wandern selig versunken in den Gängen.

Das Jahrhundert der Arbeit ist hier unbekannt. Die Menschen haben keinen anderen Beruf, als ihren Körper schön zu machen und ihre Seele zu verfeinern. Ein seliger Müßiggang umfängt sie alle. All ihre Gedanken und Empfindungen scheinen in der Liebe aufzugehen, in der frohen Liebe des Heidentums. Die gemeine Not haben ihre Augen nie gekannt. Sie waren immer reich wie die Natur, in der sie atmen. Die Pflicht hat kein Sklavenzeichen auf ihre Stirn gedrückt. Ihr Antlitz ist heiter und frei. Wir sind im Jahrhundert der Schönheit.

Und diese Menschen reden nicht wie wir. Ihre Sprache verliert selten die Ruhe, nie die Schönheit. Zwar kennt sie die Leidenschaft, aber die Leidenschaft wird nicht häßlich. Ihre rote Flamme erfreut uns, selbst wenn sie verderbenbringend enpor schlägt. Gewöhnlich waltet ein stiller Rhythmus in den Sätzen der Sprache und eine beseele Stille in den feinen Worten. Sie lieben die bescheideneren Adjektive, die wie aus blauen Kinderaugen blicken. Sie wissen die einfachsten Dinge so lind und bewegt zu sagen, daß sie wieder neu und jung werden, wie die Welt am ersten Tag. Sie haben die bestridende Einsalt, die feiner wirkt als die feinste Kunst. Wenn sie lächeln, so lächeln wir mit und wundern uns dabei fast über unsere eigene Rauidität. Es ist, als wären wir uns selber weit entrückt, ganz weit, in die blauen Kinderjahre der Menschheit.

So umschmeichelt d'Annunzios Buch den Geist. Dann aber horcht man an einer Stelle fast ängstlich auf. Was war's? Es klang ein Ton, der in der Stille bestremdet; es schwang eine Saite, die wir aus unseren nervösen Tagen kennen. Sie schwang, um bald zu verhallen, aber es ist ein Gefühl der Unsicherheit zurückgeblieben. Wir werden des schönen Traums nicht froh. Die eine Saite, die böse Saite, kam wieder schwingen und wie ein Nichton durch den edlen Rhythmus der Sprache schrillen. Und plötzlich weichen wir erschreckt zurück: da ist ein Adjektiv, das unrein ist. Das Wort stammt nicht aus der Kindheit der Menschen; das stammt aus unserer Zeit und sogar aus der Hefe unserer Zeit. Es ist ein bestedtes Wort, das die leuchtenden Linien der Zeichnung trift unterbricht. Wer das schreiben konnte, hat die Unschuld der Seele eingebüßt. Wir sehen es jetzt, wir sehen es in einem Gefühl von Enttäuschung und Verachtung: es ist nicht die Blüte der Einsalt, die wir vor uns haben; es ist eine künstliche Blume und ihre weiße Farbe ist giftig.

Wie aber kommt diese raffinierte Einsalt in unsere Zeit? Ist es die Sehnsucht, die aus dem Gefängnis der modernen Welt heraus will, um wieder im Glanz der Schönheit zu leben? Nein, dreimal

nein! Die Sehnsucht ruft nach der Einsalt, aber sie ist zu leuchtend, um sie zu fabrizieren. Ist es ein weltfremder Geist, der die Einsalt schreiben wollte und dem es nicht gelang? Abermals nein! Ein solcher Geist könnte irren, aber nicht fälschen. Es muß etwas sein, das korrupt ist; denn nur ein im tiefsten respektloser Geist trägt die Lüge in die Einsalt. Nur ein solcher kann sich an der Einsalt freuen, indem er sie raffiniert zerstört, wie nur ein ganz besonders gewissenloser Lebemann sich über ein unschuldiges Kind freut, indem er es verführt. Diese Geister sind in unserer Zeit nicht selten. Die Krankheit, an der sie leiden, nennt man „Decadence“ oder „Verfall“ und „es ist ein guter Name, denn in ihrer Seele ist in der That alles verfallen, das Laster wie die Tugend, die schlechten Instinkte wie die guten. Die Krankheit ist eine Krankheit der Zivilisation, die ihren Ursprung in der Ueberfättigung hat.

Der Genuß verfügt heute über Nachmittel, die zum Mißbrauch verführen. Die Konzentration des Geldes in einigen wenigen Händen hat es möglich gemacht, daß Stätten entstanden, an denen für viel Geld alle Reize zu haben sind, die den Sinnen schmeicheln. Den Sinnen und der Lust der Sinnen wurde die Herrschaft eingeräumt. Nun sind zwar die sinnlichen Freuden gut, wenn sie wie eine diskrete Melodie die geistige Arbeit begleiten. Wenn sie aber zur Herrschaft gelangen, treiben sie eine Schreckensherrschaft an. Sie schwingen die Peitsche, wie nur je ein Tyrann die seine geschwungen hat. Sie steigen den Tribut, um den gesteigerten Tribut, wenn er ihnen erstattet wird, noch mehr zu steigern. Sie lassen den beherrschten Mann aus allen Beckern trinken, bis ihn vor allen Beckern eckelt. In diesem Stadium beginnt die Decadence. Die Sinne sind schlaff, aber an Reize gewöhnt, können sie die Reize nicht entbehren. Die normalen Reize sind ausgeloset, alle ausgeloset bis auf den Grund. Es beginnt das Vieren nach dem Anormalen. Alles ist gut, was die müden Sinne stärkt, sei es auch sonst ein Verbrechen. Selbst im Schmerz kann Vollust sein, denn der Schmerz weckt das Empfinden, das die Lust nicht mehr wecken kann. Nur Befriedigung um jeden Preis und wenn man die Heiligkeit selber Schänden mißt.

Diese Müdigkeit der Sinne zeugt müde Geister. Auch im Geistigen haben die normalen Reize ihre Kraft verloren. Die Welt, wie sie sich im Licht der Natur ausbreitet, ist schaal und leer. Man braucht abnorme Farben; sie können giftig sein, es erhöht nur den Reiz. Man braucht abnorme Menschen; sie dürfen Verbrecher sein, das liget angenehm. Man braucht abnorme Worte; sie dürfen durch Unmatur erschrecken, darin liegt Vollust. Man braucht abnorme Stimmungen; sie dürfen unverständlich und unfassbar sein. Darin liegt eine mystische Genugthuung.

Aber schließlich kommt man auch mit dem Abnormen zu Ende, und nun schlägt die Reizung um. Die Liebe zum ganz Einfachen, zum ganz Kindlichen und ganz Reuschen stellt sich ein. Es ist das eine durchaus verständliche psychologische Erscheinung. In all der Abnormität ist man schließlich selbst abnorm geworden, und für einen Abnormen muß allerdings die leuchtende Einsalt — die feinste Abnormität sein. Einem verwöhnten Gaiumen mündet schließlich ein Stück Schwarzbrot am besten, und ein alter Lebemann, um es noch einmal zu sagen, wird schließlich zum Veshüger halbentwickelter Jungfrauen.

Nur auf diese Weise sind Geister wie d'Annunzio verständlich. Ich verwahre mich gegen das Mißverständnis, als ob ich ihm oder seinesgleichen irgend welche sinnlichen Ausschweifungen zur Last legen wollte. Die Decadence ist eine Krankheit der Zeit, und wir alle sind Kinder dieser Zeit. Man kann an der Krankheit der Zeit participieren, ohne die Sünden der Zeit auf sich geladen zu haben. Und an der Krankheit participiert d'Annunzio allerdings. Wer es in den ersten Akten nicht fühlt, muß es im letzten Akt in geradezu blutiger Deutlichkeit erkennen. Es handelt sich in der „Tragödie“ um einen Mann, der zwischen zwei Verbern steht. Von diesen ist die eine seine Frau, die andere seine Geliebte. Im Laufe des Stückes kommt es zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen zu einer sogenannten „großen“ Scene. Die Geliebte will, von Haß und Eiferjucht erfüllt, eine Statue des unfrithenen Mannes, der Wildhauer ist, zerstören. Die Frau springt dazwischen und rettet das Werk, aber im Fallen zerquetscht es ihr beide Hände. Es war dem italienischen Poeten nicht genug, die Frau in Resignation untergehen zu lassen. Es genigte ihr nicht, daß der Schmerz sie tötete. Die Hände mußten ihr abgehakt werden, die feinen, Augen, wunderbaren, beseeelten Hände, von denen im ganzen Stück die Rede ist, über die er all den poetischen Zauber ausgegossen hat, den er besitzt. Mehr noch: im letzten Akt tritt die Frau mit den verbundenen blutigen Stummeln auf. Und immer noch nicht genug! Wir erleben das Wiedersehen mit ihrem Kinde. Die Familie — als wenn sie aus lauter Heilerstnechten bestünde — hat dieses Kind nicht von dem Unglück seiner Mutter unterrichtet, und so bringt es ihr Blumen, die die Veruste nicht fassen kann. In diesem furchtbaren Schmerz weidet sich d'Annunzio und weiden sich alle diejenigen, deren stumpfes Gefühl nur noch durch Blut und Folter gestachelt werden kann. Das Ganze wirkt um so verächtlicher und widerwärtiger, als man es nicht mit einer Ausschweifung der Kraft, sondern mit dem Raffinement der Schwäche zu thun hat. Der kindlich einfältige Stil des Dramas und die blutigen Sclächterscenen des letzten Aktes sind nur entgegengesetzte Pole einer und derselben Krankheit: des geistigen Verfalls. Das nichtswürdige Buch ist übrigens, wie schließlich bemerkt sein

mag, der Duse zugeeignet, und zwar — ich bitte das zu beachten! — der Duse „mit den schönen Händen“. Der Duse war der blut- rühmige Effekt zugebacht, mit verbundenen, blutigen Handstummeln aufzutreten und die Duse hat ihn acceptiert. Die Berliner Kritik sollte sich diesen Beitrag zur Psychologie der italienischen Schauspielerin nicht entgehen lassen. Er schreibt einen so feinen Text unter ihre begeistertsten Hymnen. —

Erich Schalljer.

Kleines Feuilleton.

w. Auf dem Schlackenbergr. Kubista sah von der Chaussee aus, wie die Weiber die Karren mit der rauchenden Schlade und der glimmenden Asche vor sich herstießen und sie am Rande des Berges umklippten, so daß die Stücke den Abhang hinunterrollerten. Er ging vorsichtig um den Berg herum und hielt sich immer ein Stück von ihm entfernt. Wirklich — auf der andern Seite legten sie jetzt auch Geseife. Die nach dem Ende des Berges wurden auseinandergenommen und von der Grube aus hier herüber geleitet. Die Pferde zogen schon einen Zug Schlackenkarren nach dieser Seite.

Er zählte die Arbeiter, die jetzt dort oben auf der Fläche des Schlackenberges arbeiteten. Es waren genau so viel wie gestern, als er dort noch die Aufsicht führte. Dieser Mensch, der in Hemd und Hose zwischen den Karren und Gruppen herumkief, heftig die Arme bewegte und laut schrie, daß der Schall bis zu Kubista herüberkam, mußte wohl der neue Aufseher sein. Kubista fühlte, wie ihn eine dumpfe, heiße Wut gegen diesen Mann ergriff. Und die Männer und Burken, die gestern ihm gehorcht hatten und heute dem jungen Kerl, hätte er auch schlagen mögen. Die Weiber — die Weiber nicht. Das Volk war ja nicht stolz und quälte sich, bis es unjant, . . . Er stierte immer nach dem Schlackenbergr, auf seinen Weg achtete er kaum.

Nun machten sie doch das, was er gestern zu ihm sich geweigert hatte. Um die Schienen zu verlegen, mußte er auch mehr Arbeiter haben, hatte er gesagt. Und nun ging es mit den wenigen. Aber wie auch der neue Aufseher unherrante und antrieb! Jetzt schleppte er sogar selbst die Geseife herüber.

Kubista lachte in sich hinein. Der Kerl, wie er seine Würde vergaß. . . Solche Arbeit zu übernehmen und sich selbst und die Leute so abzuhacken!

Ein Trupp Hüttenarbeiter kamen den Weg entlang. Sie grüßten Kubista und blieben bei ihm stehen.

„Nun machen sie es doch!“ meinte der eine.
„Ja, ich sehe.“ antwortete Kubista, seine Aufregung unterdrückend.
„Was meint Ihr wohl — ob sie es schaffen? . . . Kriegen sie denn alle Schlade weg vom Ofen?“

„Ja, es geht.“
„Na ja, warum sollen sie es denn nicht schaffen?“ sagte Kubista mit leichter Unsicherheit, doch wieder vollkommen ruhig. „Warum sollen sie es nicht schaffen? . . . Der neue Aufseher hilft ja mit, der ist fleißig.“

„Ja, nicht wahr!“ meinten die Hüttenarbeiter verlegen. Sie wußten, daß Kubista auch fleißig gewesen war, daß er aber seine Arbeiter nicht so abgehakt hatte. Eine ganze Weile standen sie schweigend beieinander und starrten hinüber nach dem Schlackenbergr, wo die barhäutigen Weiber die Karren hin- und herstießen und hastig an den Arbeitern vorbeiliefen.

Kubista glaubte, aus ihren Worten ein Bedauern gehört zu haben. Das hatte ihn niedergeschlagen. Jetzt hatte er sich erholt und langte seine Schnapsflasche herum. Als er auch getrunken hatte, fühlte er sich mutiger. „Ach, ich habe ja schon wieder Arbeit. . . Ich bekomme mehr als hier. . . Ja, drüben, in Lagiewnil. . .“ Und er redete sich so hinein, daß er selbst dran glaubte und nur noch mit Verachtung nach dem Ort seiner früheren Thätigkeit blickte.

Die Hüttenarbeiter mußten wohl aus seinem Ton die Unwahrheit gehört haben. Sie wünschten ihm Glück, tranken ihm seine Flasche leer und gingen lachend davon.

Er sah ihnen verdünt nach. Und plötzlich weinte und schluchzte er wie ein Kind. . . Das war ja alles nur erfunden, geschwindelt hatte er. . . Und nun verhöhnten und verachteten sie ihn. Er war zum Gespött geworden. Nun stand er hier allein und schluchzte, daß es seine Brust durchschüttelte.

Durch die Thränen sah er die Arbeiter auf dem Schlackenberge verschommen und nebelhaft, und den neuen Aufseher, der wie ein Riese auslief. Die Wut gegen seinen Nachfolger erhitzte Kubista wieder. Und in das Weinen vor Scham und Stummer mißte sich das Schluchzen ans Jörn und Haß. Ein unklares Gefühl trieb ihn auf den Schlackenbergr zu. Es suchte ihm in den Händen, wie wenn er einem die Kehle zudrücken mußte.

Jetzt war er am Fuße des Abhanges angelangt. Gerade pollterte mehrere glühende Schlackenstücke herab und an ihm vorbei. Eins rollte ihm über die Hand, mit der er sich emporzog. Er achtete nicht auf die Brandwunden. Die Stiefel und die Knie in die lose Wasse stemmend, kam er den jäh abfallenden Hang hinauf.

Die Weiber schrien von oben herab. Er hörte nicht darauf. Die Männer liefen herzu, er sah es nicht. Aber als er oben anlangte, stand er leuchtend und kraftlos in ihrer Mitte.

Da trat der Aufseher herzu: „Marisch, an die Arbeit!“
„Verzeihen. . .“ meinte ein älterer Arbeiter, „das ist Kubista,

der alte Aufseher, der wird Ihnen was thun wollen. . . sollen wir ihn verprügeln?“

Aber der Aufseher sagte nichts von Prügeln. Er starrte nur den Alten an und sagte: „Kubista! Kubista!“ Die Männer und Weiber sahen ihn verwundert an. Kubista schluchzte wieder laut. Da trat der Aufseher auf ihn zu und sagte: „Vater!“

Kubista sah auf. Vor Schred verlegten seine Thränen. Er stierte das Gesicht des Aufsehers an, und er erinnerte sich, wie er vor zwanzig Jahren von seiner Familie gezogen, um Arbeit zu suchen. Wie er dann keine gefunden und herum gezogen war. Schließlich mal hier gearbeitet und dann wieder nichts. . . dann ein paar Meilen weiter. . . immer hin und her. Und als er dann nach ein paar Jahren hier Aufseher wurde und seine Familie suchte, konnte er sie nicht finden.

Und nun kam ihm sein Sohn so entgegen und drängte ihn aus der Stelle. Er hätte ihn schlagen mögen wie damals, als der noch ein Kind war. . .

Wieder laut aufschluchzend, ging er den Berg hinunter. „Laßt mich! Laßt mich!“ sagte er zu denen, die ihn zurückhalten wollten.

Sein Sohn sah ihm finster nach. Er sah da nur seinen Vater, der seine Familie verlassen, der sie in Not und Elend gelassen hatte. Er wußte nicht, daß Kubista ohne Geld oder Arbeit nicht wieder- kommen wollte. —

— Die Kalksteinbrüche bei Müdersdorf behandelt George Hamrath in seiner Dissertation, der der „Globus“ das folgende entnimmt: Wie weit sich das Kalkflöz erstreckt, ist mit Sicherheit bis jetzt noch nicht festgestellt. Aufgeschlossen ist die Formation des Muschelkalles zur Zeit im Streichen von Südwesten nach Nordosten und Osten auf eine Länge von 3 1/2 Kilometer und auf eine Breite von Südosten nach Nordwesten von 0,7 Kilometer. Das Einfallen der Schichten beträgt etwa 14 Grad gegen Nordwesten und Norden. Dieser Kalkstein dient zu Steinhauarbeiten, als Baustein und zur Mörtelbereitung. Seine Weichheit, die eine leichte Bearbeitung ermöglicht, und die Porosität, welche beim Breimen das Abtreiben der Kohlensäure sehr befördert, machen ihn hierzu besonders geeignet. Der taube Kalkstein findet höchstens noch als Baustein Verwendung; sein hoher Thongehalt macht ihn zum Breimen ungeeignet. Wenn die Müdersdorfer Kalkberge zuerst ausgebeutet sind, läßt sich mit Sicherheit heute auch nicht einmal annähernd mehr feststellen. Manche Schriftsteller wollen diesen Beginn bis in die vorgemanische Zeit zurücklegen, wenn sich auch Spuren von Bauten jener Epoche nicht erhalten haben. Mit mehr Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß ein geordneter Betrieb der Kalkberge und die sachgemäße Ausnutzung in Form von Kalksteinbrüchen erst mit dem Austreten der Mönche in dieser Gegend erfolgt ist. Wenn und wo genau diese Niederlassung der Cistercienser erfolgt sei, darüber gehen die Ansichten weit auseinander, wenn auch der Barbarasee wohl als der richtige Fleck bezeichnet werden muß. Unzweifelhaft sind ferner zu der notorisch 1254 erbauten Strausberger Klosterkirche Müdersdorfer Kalksteine verwandt. Was die Zukunft anlangt, so kann als sicher gelten, daß unter Produktionsverhältnissen, wie sie heute bestehen, die Müdersdorfer Kalkberge noch auf einige Menschenalter den Bedarf der Mark an Kalkprodukten decken werden. —

— Queensland entwickelt sich immer mehr zu einem großen Fruchtgarten. Rings um die Hauptstadt Brisbane wird eine Obstfarm nach der andern angelegt und zwar Gärten, die, wie „The Queeenslander“ meldet, 2000 bis 6000 Morgen groß sind. Tausende von Arbeitern sind erforderlich, um einen solchen „Garten“ anzulegen und Hunderte, um ihn in Ordnung zu halten, aber ist es so weit, dann bringt jedes Jahr neuen, reichen Ertrag. Wenn es in dieser Weise fortgeht, so wird Italien und Spanien, die unsere Lieferanten für Apfelsinen und Citronen sind, mit der australischen Konkurrenz bald ernstlich rechnen müssen. In Queensland wird die süße Orange gerade zu einer Zeit reif, wo Südeuropa diese Frucht nicht liefern kann, und daher erhält man in San Francisco, New-York und London auch den ganzen Sommer hindurch die herrlichsten Apfelsinen, die aus Australien eingeführt werden. Indem gedeiht im Klima und in dem guten Boden Queensland der Orangenbaum schneller, als in Italien; während es dort langer Jahre bedarf, ehe der Baum einen genügenden Ertrag liefert, bringen die da unten vor knapp zehn Jahren gepflanzten Orangen und Limonen schon eine erstaunlich große Menge Früchte. Ein anderer Baum, der ebenfalls bekannt ist wegen seines sehr langsamen Wachstums, die Olive, gedeiht in Queensland beinahe wie ein Weidenbaum und scheint an Schnelligkeit der Entwicklung den raschwüchsigen Eucalyptusbäumen nachahmen zu wollen. Die Abhänge der Darlingberge, die bisher mit Olivenpflanzungen versehen wurden, gewähren mit ihren silberblättrigen Hainen schon einen Anblick, wie die Olivenwälder Süditaliens. —

Theater.

Berliner Theater: „Staatsgeheimnisse“. Lustspiel in vier Aufzügen von Alois Prash und Fürst von Brede. — Im Theater der Hofrollen gab es eine neue Hofenrolle. Das Stück, das leider immer noch darum herumgeschrieben werden muß, wurde in diesem Fall von den Herren Prash und Brede geliefert. Es ist ein Stück, so albern und geistlos, daß es nicht einmal die Erwähnung verdient, die es in diesen Zeiten erfährt. Die Autoren haben eine Anekdote aus

der Zeit der Marquise von Pompadour ausgekrant und im Still
Strikes, aber ohne den feinen Geist Strikes, dramatisiert. Es
handelte sich um einen Cavalier, der mit einem Weibergesicht alle
möglichen Mannestugenden verbindet und alle möglichen Helden-
thaten verrichtet. Gekipelt wurde er von Frau Prach - Gredenbergs,
und zwar so mittelmäßig, so provinzial grob, so geistlos, wie sie
allein in Berlin eine stücktragende Rolle spielen darf, ohne sofort im
Dunkel des Hintergrundes zu verschwinden. — E. S.

— or. Victoria-Theater. „Es ist erreicht“, nämlich
das Niveau des früheren Alexanderplatz-Theaters; altho Direktor
Samst die Schauspielkunst recht oft zu ganz unmöglichen Sprüngen
dressierte. Der „Weißen Henne“ folgte jetzt ein Ennatter mit dem
zu Anfang genannten Namen voran, dessen Inhaltlosigkeit zu ver-
zethen wäre, wenn der Verfasser, Herr Venno Jacobsen,
das Stück mit etwas Witz zu segnen die Gabe gehabt hätte.
Man bemerkt in dieser „Scene aus dem Aristenleben“ aber
nichts als effliche Badenpauze, die im Verein mit drei
oder vier Specialitäten um einen Theateragenten herum Klownkünste
treiben. Herr Wellhof gab sich große Mühe, diesen Agenten als
lustige Person erscheinen zu lassen und Fräulein Vojts offenbarte
in der Soubrettenrolle eines Dienstmädchens prämentlich beim Singen
eines anzüglichen Couplets sogar ein recht frühes Talent. Diese
niedliche Leistung half aber nicht über das Cynfunden hinweg, daß
die neue Direktion sich mit der Aufführung solcher Cirkusstücke be-
denklich den Bahnen ihrer Vorgängerin nähert. —

Gesundheitspflege.

on. Zur ersten Hilfeleistung bei „elektrischen
Unglücksfällen“ veröffentlicht die Berliner Elektrotechnische
Zeitschrift eine Anleitung, die auf der diesjährigen Jahres-
versammlung des Verbandes deutscher Elektrotechniker eine offizielle
Genehmigung erfahren hat. Es wird bei den Verletzungen unter-
schieden zwischen Verbrennungen und Bewußtlosigkeit. Bei
Verbrennungen ist Kühlen durch kaltes Wasser oder Eis ge-
boten; wenn die betroffene Körperstelle nur Rötung und
Schmerz zeigt, dann ist ein Verband mit Watte anzulegen,
die in Brandsalbe getaucht ist. Ist eine Wundenbildung
eingetreten, so dürfen die Wunden nicht abgerissen, sondern nur mit
einer vorher ausgeglühten Nadel aufgestochen werden, damit das
Wasser ausfließt. Dann ist eine vierfache Lage von Jodoformgaze
und darüber Watte und dann der Verband anzulegen, der Hilfe-
leistende muß selbstverständlich seine Hände vorher auf das sorg-
fältigste gereinigt und in schwacher Sublimatlösung gewaschen
haben. Ist Verkohlung und Schorfbildung auf der Haut ein-
getreten, so ist sogleich der eben beschriebene Jodoform-
verband anzulegen. Beim Eintritt der Bewußtlosigkeit
ist unter allen Umständen sofort nach einem Arzt zu
schicken. Bis dahin öfne man alle beengenden Kleidungs-
stücke des Verunglückten, auch Hemdtragen und Beinleiter, dann
lege man den Verunglückten auf den Rücken und überzeuge sich vor
allem davon, ob noch eine Spur von Atmung zu bemerken ist. Ist
dies der Fall, so muß der Kopf in eine erhöhte Lage gebracht werden
und Umschläge mit kaltem Wasser oder Eis auf die Stirn erhalten.
Ferner empfiehlt sich eine Einspritzung mit Kampheröl unter die
Haut, die nach 10 Minuten wiederholt werden kann, falls noch kein
Arzt zur Stelle sein sollte. Ist keine Atmung mehr wahrnehmbar,
so müssen künstliche Atembewegungen vorgenommen werden, indem
man den Verunglückten auf den Rücken legt und ihm ein Kissen
aus zusammengelegten Kleidungsstücken so unter die Schultern schiebt,
daß das Nackgrat gestützt wird und der Kopf frei nach
hinten überhängt. Dann sind die bekannten künstlichen Atem-
bewegungen zu machen, die darin bestehen, daß man beide Arme
unterhalb des Ellenbogens ergreift, sie über den Kopf hinweg zieht,
dort einige Sekunden festhält, wieder abwärts bewegt und die
Ellenbogen fest gegen die Brustseiten des Bewußtlosen an-
preßt. Ist noch ein Helfer zugegen, so mag dieser gleich-
zeitig die Zunge des Bewußtlosen mit einem Ländentuche
fassen und sie kräftig herausziehen, so oft sich die
Arme während der künstlichen Atembewegung über dem Kopfe
befinden, diese letztere Maßregel trägt sehr zur Beförderung der
Atmung bei. Der Mund muß eventuell gewaltsam mit einem Stück
Holz oder ähnlichem geöffnet werden. Sind noch mehr Personen
verfügbar, so empfiehlt es sich, die künstlichen Atembewegungen zu
zweien nach Kommando auszuführen. Diese müssen so lange fort-
gesetzt werden, bis die regelmäßige natürliche Atmung wieder ein-
getreten ist, sonst mindestens zwei Stunden lang, ehe man auf
weitere Wiederbelebungsversuche verzichten darf. Das Einflößen
von Flüssigkeiten irgend welcher Art durch den Mund ist zu unter-
lassen. —

Aus dem Tierleben.

io. Woher rühren die Farben der Tiefseetiere?
Es ist eine durch die Tiefsee-Expeditionen bekannt gewordene und
auch durch die letzte deutsche Unternehmung dieser Art bestätigte
Thatsache, daß auch in den größten Tiefen des Weltmeeres Tiere
leben, die mit den herrlichsten Farben geschmückt sind und die auch
gut entwickelte Augen besitzen. Da kein Zweifel darüber sein kann,
daß in jenen Tiefen kein Lichtstrahl hinabdringt, so entsteht die Frage,
wie und aus welchem Grunde die Tiere solche Farben erhalten und

wozu ihnen die Augen dienen können. Dr. Rutting hat in einem
Vortrage vor der Akademie der Wissenschaften in Jowa sie durch die
Annahme zu lösen versucht, daß in den großen Meerestiefen ein
phosphoreszierendes Licht vorhanden sein müsse, das von den
Tieren selbst ausgeschieden wird. Daß die Tiere in anderem Falle
blind und farblos sein müßten, sieht man an den Tieren, die in
Höhlen leben und in deren Dunkel nach verhältnismäßig kurzer Zeit
die Augen und die Farbe verlieren, die ihre Vorfahren zweifellos
besessen haben. Dabei ist daran zu erinnern, daß die Theorie von
dem Phosphorlicht der Tiefseetiere schon früher einmal aufgestellt
worden ist, nämlich in dem Bericht von Dr. Faxon über die sil-
bigen Krebsiere, die während der Albatros-Expedition aus großen
Meerestiefen heraufgeholt wurden; auch dieser Forscher hob den
Unterschied zwischen Tiefseetieren und Höhlentieren hervor. Die an
den Tiefseeformen vorherrschende rote Färbung erklärt Faxon durch
einfache physikalische Reaktionen in den Farbstoffzellen infolge des
Mangels von hellem Licht. —

Humoristisches.

— Geständnis. Junge Frau (zu einer Freundin): „Ach,
ich bin sehr unglücklich! Vor der Hochzeit schwor er: sein Glück sei
nur ich, einzig und allein. Und wie hat sich alles ge-
ändert!“

Freundin: „Liebes Kind, man darf den Männern immer
nur die Hälfte von dem glauben, was sie uns schwören.“

Junge Frau: „Du hast recht, denn ich bin jetzt nicht mehr
einzig, mir noch — allein!“ — (Lust. Bl.)

— Umahung. Landwirt (zu einem Bauern, der sich an
einer Mausei beteiligen will): „Ob D' machst, daß D' rauskommst!
Trinkt nix und will mitraufen!“ —

— Krächterlicher Traum. „Sie sind ja ganz verstört,
Herr Kothuber?“

Vegetarianer: „Ach, mir träumte letzte Nacht, ich sei
in die Hölle gekommen und müsse dort in einem Wurstkessel
schmoren.“ —

Notizen.

— Von Gabriele Nenter erscheint in kurzem bei S. Fischer
ein Roman „Frau Bürgelin und ihre Söhne“. —

— Von Emmy v. Egidy erscheint demnächst bei Pierson
ein neuer Roman „Menschen unter Menschen“. —

— Ein neues Buch über Heinz von Gustav Kar-
peles wird bei Adolf Lize veröffentlicht. —

— Der Verein Freie Bühne veranlaßt am 12. November
eine Aufführung und begehrt damit zugleich die Feier seines zeh-
jährigen Bestehens. Zur Darstellung wird gelangen das
Schauspiel „Ein Frühlingsopfer“ von E. v. Rejferling. —

— Wacterlinds „Pelleas und Melisande“ wird
am 20. Oktober im Hoftheater zu Dresden aufgeführt. —

— Otto Ernst's vieraktige Komödie „Jugend von
heute“ wurde vom Hoftheater in Dresden zur Aufführung er-
worben. —

— Für Hermann Dahrs „Athleten“ haben sich bei
der Erstaufführung in Wien auch die Freimaurer ins Zeug
gelegt, weil „unser Vender Vahr einen großen Erfolg wünscht“ —
so hieß es in einem Mundschreiben der „Brüder“. —

— Im Schwedischen Theater zu Stockholm ging
August Strindbergs Gesichtsdrama „Gustav Wasa“
mit glänzendem Erfolge in Scene. —

— Am Stadttheater zu St. Gallen (Schweiz) wurde ein
Schweizer Schauspiel „Sabine Rennerin“ von Eugen
Jahn mit Erfolg aufgeführt. —

c. Ein römisches Badehaus in gut erhaltenem Zu-
stand ist, wie aus Algier gemeldet wird, in der Gegend von
Timgad entdeckt worden. Es besteht aus 3 großen Sälen, an die
zahlreiche Balfus und Warmbäder sich anschließen. Die Wäner
sind mit griechischen Inschriften, mit Figuren in byzantinischer Tracht,
mit Tierbildern und prächtigen Mosaiken geschmückt. —

t. Weinake täglich von Erdbeben heimgesucht
wird nach einer Meldung des „Englisch Mechanic“ gegenwärtig die
Umgebung des Taupo-Sees an der Nordinsel von Neuseeland.
Dieses Gebiet ist ein St. ungewöhnlich sechshafter vulkanischer
Thätigkeit. Dort finden sich außer zahllosen Gehäusen auch Kiesel-
sinter-Terrassen, die geradezu als ein Weltwunder gelten. —

— Vor einigen Tagen blieb der elektrische Tram von
St. Blaise (Neuenburg) plötzlich auf der Linie stehen. Man forschte
der Ursache nach und fand in einem Transformator eine verkokte
Mas; sie hatte das Paraffinbad des Transformators aufgefressen,
die Drahtenden berührt und war, da dadurch Kurzschluß entstand,
ihrer Eier zum Opfer gefallen. —

— 168 000 000 Eier lagern, wie der „Praktische Wegweiser“,
Wärzburg, schreibt, zur Zeit in den Kühlspeichern Chicagos.
Der Umstand, daß Eier sich in Kühlräumen moderner Einrichtung lange
aufbewahren lassen, hat die Amerikaner zu großen Spekulationen auf
diesem Gebiete geführt. —